

Allgemeine Modes-Zeitung

N^o 3.

1842.

Preis für circa 103 hohe Quartbogen mit circa 64 Illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 Illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Modes-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde u. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Schwiegersohn.

Novelle von Charles de Bernard.

(Fortsetzung.)

— „Ich habe diese Kränkung verdient,“ sprach Madame Bailleul düster, „aber ein Mann von Ehre würde mir dieselbe erspart haben.“

„Die Ehre ziemt sich für die Frauen ebensowohl wie für die Männer,“ fuhr Laboissière fort; „vergessen Sie nicht, daß alle diese großen Worte zweischneidige Waffen sind und daß man sich verwundet, wenn man sie ungeschickt handhabt. Was soll diese Scene eigentlich bedeuten? Zu welchem Zwecke befinden Sie sich hier und wohin zielen Sie?“

Madame Bailleul, die gegen ihren Mann, ihre Tochter und ihren Schwiegersohn so gebieterisch auftrat, schien allmählig ihre ganze Energie dem Manne gegenüber zu verlieren, dem ihre Schwachheit Rechte gegeben hatte, welche er unbarmherzig benutzte.

— „Sie lieben Adolphen,“ sprach sie mit kaum vernehmlicher Stimme.

„Wer trägt die Schuld davon?“ entgegnete er lakonisch.

— „Sie gestehen es?“

„Ich schwöre es Ihnen zu. Ich möchte es Ihnen allerdings verheimlichen, aber zu dieser Stunde, an diesem Orte und in der Schlinge, die Sie mir gestellt haben, gefangen, kann ich keine Lüge ersinnen, die glaubwürdig wäre. Ich gestehe also aufrichtig meine

Schuld, ohne aber die ganze Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, denn ein Theil davon fällt auf Sie.“

— „Auf mich?“

„Auf Sie. Sie klagen mich an, erlauben Sie, daß ich mich rechtfertige. Wer hat in den drei Jahren, die ich Ihre Fesseln trage, mir immer gerathen, mich in Ihre Tochter verliebt zu stellen? Waren Sie es nicht? Der Rath war vortrefflich und ich habe ihn befolgt. Was geschah? Etwas sehr Einfaches, was Sie hätten voraussehen sollen; die Rolle, die ich Ihnen zu Gefallen spielen mußte, gefiel mir zuletzt und so kam ich endlich dahin, wo Sie mich sehen.“

— „Sie wagen also zu sagen, daß Sie Adolphen lieben?“ sagte Madame Bailleul, indem sie ein kleines Papiermesser, das sie mechanisch von dem Tische genommen hatte, in der Hand herum drehete.

„Es ist ein Glück für mich, daß dies kein Dolch ist,“ sprach Laboissière mit spöttischem Lächeln.

Madame Bailleul zerbrach das niedliche Elfenbeinmesser und warf die Stücke an den Boden.“

— „Der Dolch ist eine sehr mäßige Rache,“ sagte sie; „er tödtet zu schnell.“

„D es giebt auch langsam wirkendes Gift,“ entgegnete Laboissière persiflirend.

— „Trotz Ihrer Klugheit werden Sie doch nie eine Frau lehren, wie sie sich rächen soll. Rechnen Sie auf den Haß, den ich Ihnen seit heute Morgen geschworen habe. Fürchten Sie weder Dolch noch Gift, aber Ihren Ruin, Ihre Schande. Ehe ein Monat

vergeht, werde ich Sie vernichtet haben, wie dieses Messer."

Laboissiere hob die beiden Elfenbeinstücke auf und betrachtete sie einen Augenblick mit erheuchelter Kengstlichkeit.

"Wissen Sie, daß Sie mich ängstlich machen?" sagte er. "Sollte ich wirklich, ohne es zu wissen, eben so zerbrechlich sein?"

— "Lachen Sie immer," entgegnete Madame Bailleul, "lachen Sie immer, die Andern werden später lachen."

"Wenn ich lache, Madame, so geschieht es nur aus Artigkeit und um Ihren Scherzen die Ehre zu erzeigen, die sie verdienen."

— "Meine Scherze?"

"Welchen andern Namen soll ich Ihren Drohungen geben? Sie verlangen doch gewiß nicht, daß ich sie ernstlich nehmen soll."

— "Sie sind ganz ernstlich," entgegnete die gefränkte Frau.

"In diesem Falle haben Sie die Güte, dieselben etwas deutlicher auszudrücken. Ich will, um Ihnen eine Gefälligkeit zu erzeigen, an allen Gliedern zittern; aber ich möchte vorher gern wissen, warum."

Madame Bailleul warf auf den insolenten Menschen einen Blick, in welchem der Haß funkelte, der oft auf eine verbrecherische Liebe folgt und die unbarmherzigste Strafe derselben ist.

— "Weil ich schwach war, haben Sie mich für blind gehalten," sprach sie langsam; "weil ich Ihnen zwanzig Male meine Anhänglichkeit und Zuneigung bewiesen, trauen Sie mir gar keinen Verstand zu. Da Sie an Betrügerei gewöhnt waren, so sahen Sie in Ihrer Wohlthäterin, — schweigen Sie, es ist dies für eine Frau ein sehr beklagenswerther Name und ich schäme mich seiner, aber er läßt sich weder von mir noch von Ihnen abläugnen; — Sie sahen in Ihrer Wohlthäterin ebenfalls nur eine Betrogene. Sie begreifen nicht, daß eine Frau einen Mann lieben kann, den sie nicht zu achten vermag; erfahren Sie es jetzt, wenn Sie es noch nicht wissen. Erfahren Sie, daß ich mich seit dem Tage, da Sie das erste Mal bei uns erschienen, über Ihre Lage nicht einen Augenblick getäuscht habe. Ihre Handelspeculationen, die ehrbaren Namen, die Sie voranstellen, das Ansehen, dessen Sie sich rühmen, der scheinbare Luxus, mit dem Sie sich umgeben, Alles ist Lüge und Trug. Sie sind nichts, Sie haben nichts, — doch nein, ich irre mich, Sie haben

Ihre Industrie. Freilich mischt sich bisweilen die Polizei hinein."

— "Madame!" rief Laboissiere indem er aufsprang.

"Bleiben Sie sitzen, ich habe noch nicht Alles gesagt," fuhr Madame Bailleul fort, deren Muth mehr und mehr wuchs; "ich kannte Sie also und liebte Sie leider doch. Ich hoffe, dieses Vergehen wird mir verziehen werden, denn es trägt seine Strafe in sich selbst. Da ich errieth, wie es mit Ihnen stand, so förderte ich Ihren Plan mit grenzenloser Selbstverläugnung; ich habe durch unermüdete Anstrengung Ihren Lügen Glauben und Wahrscheinlichkeit verschafft. Um Ihre Willen setzte ich mein Vermögen auf das Spiel; habe ich nicht meinen Mann vermocht, Ihnen einen Theil der Mitgift unserer Tochter zu geben? Heute noch war ich bereit, diese unverzeihliche That zu erneuern. Dies Alles habe ich für Sie gethan und nun vergelten Sie mir auf solche Weise. Doch Gott ist gerecht, ich verdiene die Strafe."

Madame Bailleul verhüllte von neuem das Gesicht mit beiden Händen und schwieg einen Augenblick. Laboissiere blieb vollkommen kalt und gleichgiltig.

"Sie weinen?" sagte er. "Im Interesse Ihrer Schönheit und namentlich ihres Teints muß ich Ihnen bemerken, daß Sie unrecht daran thun."

— "Ja, ich vergaß meine Schminke!" entgegnete sie ironisch, während sie ihr Taschentuch auf die Augen drückte. Dann fuhr sie fort: "Jetzt habe ich Ihnen nur noch zu sagen, daß ich noch größeren Eifer aufbieten werde, Sie zu vernichten, als ich zeigte, Ihnen behilflich zu sein. Am Herzen sind Sie unverwundbar, denn Sie haben keines, ich werde meine Angriffe also auch nicht dahin wenden."

"Bedrohen Sie mein Vermögen?" fragte Laboissiere mit sorglosem Lächeln.

— "Ihr Vermögen! Ich brauche nur meine Hand zurückzuziehen und der Bau stürzt zusammen."

"Das werden Sie nicht thun."

— "Ich habe es schon gethan."

"Wirklich?"

— "Ich hatte Ihnen für morgen zehntausend Francs zugesagt."

"Ich rechne darauf."

— "Sie irren sich und ich rathe Ihnen, das Geld anderswo zu suchen."

Laboissiere richtete den Kopf noch stolzer empor als vorher. "Ich sehe mit Vergnügen," entgegnete er,

„daß wir endlich auf die Hauptsache gekommen sind. Da bisher nur Vorwürfe, Seufzer, Schluchzen, Vermuthungen und andere Redefiguren Ihre Beredsamkeit ausschließlich nährten, so mußte ich mich mit der passiven Rolle eines Zuhörers begnügen, denn ich bin durchaus nicht im Stande, mit Thränen und Nerven-zufällen mit Ihnen zu kämpfen. Jetzt, da endlich die wahre und positive Discussion eröffnet ist, werden Sie mir hoffentlich erlauben, auch ein Wörtchen mitzureden. Schenken Sie mir also einen Augenblick Aufmerksamkeit und folgen Sie meiner Auseinandersetzung.“

Laboissière schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „ich befinde mich hier unter zwei Gestalten, als Weltmann und als Geschäftsmann. Unter dem ersten Gesichtspunkte habe ich Sie gekränkt und ich erkenne es an. Behandeln Sie mich als Treulosen und Undankbaren, nennen Sie mich einen Don Juan und Lovelace, ja erdolchen Sie mich, ich habe es verdient. Als Geschäftsmann stehe ich anders da; als solcher erkenne ich Ihre Jurisdiction durchaus nicht an und verweigere Ihnen jedes Recht auf mein Portfeuille. Ich unterscheide streng zwischen dem Menschen und dem Speculanten und behaupte, daß der letztere die Vergeltungen des erstern durchaus nicht zu büßen habe. Morgen wird Herr Chaudieu zu mir kommen, um in seinem Namen und in dem seines Schwiegervaters Actien zu meinen Dampfschiffen zu nehmen. Sie werden die Güte haben, sich dem Abschlusse dieses Geschäftes in keiner Weise zu widersetzen.“

„Chaudieu wird nicht gehen!“ antwortete Madame Bailleul.

— „Er wird kommen.“

„Ich werde es ihm untersagen.“

— „Und ich verbiete Ihnen, einen Wort über diesen Gegenstand mit ihm zu sprechen.“

Laboissière war bei diesen Worten aufgestanden. Die Arme auf der Brust übereinandergeschlagen, den Kopf keck zurückgeworfen, sah er die Frau durchbohrend an, die vergessen hatte, daß sie schwach gewesen war, und ihm jetzt widerstehen wollte.

— „Sie wollen es,“ fuhr er fort, „ich verbiete Ihnen, von meinen Angelegenheiten mit Ihrem Schwiegersohne, mit Ihrem Gatten, mit irgend Jemandem zu sprechen, und wehe Ihnen, wenn Sie gegen das Verbot handeln. Sobald Sie meine Unklugheit erwähnen, erzähle ich die Ihrige. Haben Sie Alles vergessen? Mein Vermögen, sagen Sie, liegt in Ihrer Hand? Liegt nicht Ihre Ehre in der meinigen? Führen Sie

den Streich gegen mich, so werde ich Ihnen nichts schuldig bleiben. Wissen Sie nicht, daß ich bloß ein Wort auszusprechen brauche, um Ihren Ruf zu vernichten? Ich bin ein Industrieritter, was aber sind Sie?“

„Eine unglückliche Frau,“ sprach Madame Bailleul seufzend.

— „Sie wissen, daß ich dreiundvierzig Briefe von Ihrer Hand besitze.“

„Sie haben dieselben nicht verbrannt, wie Sie mir doch bei Ihrer Ehre schwuren?“ sagte Madame Bailleul erbleichend.

— „Sie sagen ja, ich besitze keine Ehre; wie konnten Sie diesem Schwure glauben? Nein, Madame, ich habe die Thorheit nicht begangen, Ihre Briefe zu vernichten; der heutige Tag beweiset, daß ich wohl that. Ihre Briefe sind keine solchen, die man verbrennt; wenn einmal der Tag kommt, an welchem sie der Dessenlichkeit übergeben werden, machen sie gewiß das größte Aufsehen.“

„Ich kannte Sie noch nicht ganz,“ sagte die Mutter Adolphinens, die, durch die letzte Drohung gleichsam wie vernichtet, auf einen Stuhl sank.

Laboissière schwieg einen Augenblick, als wollte er ihr Zeit lassen, sich zu erholen und ihm zu antworten. Da sie jedoch in ihrem schmerzlichen Schweigen verharrte, so trat er an den Spiegel, strich mit den Fingern durch das Haar, glättete den Schnurrbart, zupfte die Cravate gerade und betrachtete endlich den Zeiger an der Uhr.

— „Schon ein Uhr!“ sprach er. „Wie schnell die Zeit in Ihrer Gegenwart vergeht. Ich habe diesen Morgen viel zu arbeiten und Sie mit Ihrer Migräne thun ebenfalls unrecht, so lange aufzubleiben. Ich sage Ihnen also ohne Groll und Bitterkeit. Erinnern Sie sich meines Ultimatum's, Frieden oder Krieg, wie Sie wollen, aber stets wird mir es leid thun, wenn ich einer Dame Schmerz bereiten muß. Herr Chaudieu hat mir versprochen, Mittags ein Uhr bei mir zu sein. Kommt er nicht oder bemerke ich etwas in seinem Benehmen, daß Sie mit ihm gesprochen haben, so schließe ich daraus, daß Sie Ihre sentimentale Correspondenz gedruckt sehen wollen. Bis dahin erlauben Sie mir, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen.“

Nach diesen Worten ging er nach dem Fenster zu; ehe er aber hinter den Gardinen verschwand, drehte er sich noch ein Mal um und sagte:

„Eben fällt mir ein, daß ich übermorgen bei Ih-

nen Speise. Ich werde mich pünktlich einfinden und hoffe, daß die kleine Wolke von heute Sie nicht hindern wird, mich mit dem freundlichen Wohlwollen zu empfangen, mit dem Sie mich bisher immer beehrt haben.

Madame Bailleul antwortete nichts und Laboissière war im nächsten Augenblicke verschwunden.

5.

Madame Bailleul blieb noch lange unbeweglich an der Stelle stehen, wo er sie verlassen hatte, und überdachte noch ein Mal die Einzelheiten des Kampfes, in dem sie so gänzlich überwunden worden war. Endlich raffte sie sich mit Gewalt auf, zog mit einem Frösteln ihren Shawl dichter um die Schultern und verließ das Zimmer. Nichts verrieth, daß Jemand Zeuge ihrer Schande gewesen war, denn Chaudieu hatte sich entfernt, ohne eine Spur von seiner Anwesenheit zurückzulassen. Sie fand alle Thüren offen, wie sie dieselben verlassen, kaum aber war sie in ihrem Zimmer angekommen, als die Kräfte sie gänzlich verließen. Adolphine hatte sich nach dreistündiger Angst endlich auf das Sopha gelegt; als sie die Thüre ihres Gefängnisses öffnen sah, machte sie keine Bewegung und sprach kein Wort, sondern wartete stolz die stürmische Erklärung ab, die ihr ohne Zweifel bevorstand.

Mutter und Tochter schwiegen eine Zeit lang. Obgleich Adolphine die Schwachheit ihrer Mutter nicht ahnte, so fühlte sie doch, daß sie in ihr eine strenge und partiische Richterinnen finden würde, und als ihr endlich das Schweigen ihrer Mutter zu peinlich wurde, begann sie:

„Darf ich mich nun in mein Zimmer hinunter begeben?“

Madame Bailleul dachte in diesem Augenblicke: „Wenn er sich noch nicht entfernt hätte, wenn er in das Zimmer zurückgekehrt wäre!“

„Ich erwarte Deine Befehle,“ sprach Adolphine nach einiger Zeit, da sie sah, daß die Mutter ihr nicht antwortete.

Endlich entgegnete diese mit einem misstrauischen Blicke: „Du weißt, daß ich krank bin; könntest Du nicht eine Nacht bei Deiner Mutter wachen?“

„Wenn man krank ist, legt man sich zur Ruhe,“ antwortete Madame Chaudieu verdrüsslich.

— „Das werde ich sogleich thun.“

Die beiden Frauen verbrachten so die Nacht bei einander ohne weiter ein Wort zu sprechen. Bei dem

Grauen des Morgens endlich erlaubte die Mutter ihrer Tochter sich zur Ruhe zu begeben, und einige Stunden später trat Bailleul in das Zimmer seiner Frau, um den Sturm über sich losbrechen zu lassen.

„Da siehst Du die Folgen Deines gestrigen Streites mit mir vor Dir,“ sagte Madame Bailleul. „Du kannst zufrieden sein.“

— „Aber liebe Frau,“ entgegnete Bailleul demüthig, „erinnerst Du Dich nicht, daß ich einwilligte, Deinen Wunsch zu erfüllen? Laboissière soll die 10,000 Francs haben.“

Madame Bailleul schauderte bei diesem gefürchteten Namen und entgegnete: „Wer hat Dir gesagt, daß Du das Geld so schnell aus den Händen geben sollst?“

— „Du selbst, wenn ich mich recht erinnere,“ antwortete der verwunderte schüchterne Ehemann.

„Von der Zeit war durchaus keine Rede. Du verstehst meine Worte immer verkehrt.“

— „Nun, es ist noch nichts geschehen,“ sprach Herr Bailleul etwas erleichtert; „wenn Du Dich anders besonnen hast, so brauchst Du nur ein Wort zu sagen und ich schreibe dem Herrn Laboissière, er möge auf unser Geld nicht rechnen.“

„Wer spricht davon?“ entgegnete Madame Bailleul, die sich der Drohungen des Gefürchteten erinnerte.

— „Du weißt, daß ich für meinen Theil unser Geld gern behielte, zumal da sich Chaudieu in den Kopf gesetzt hat, für 50,000 Francs Actien zu nehmen. Ich setze zwar kein Mißtrauen in Laboissière, aber...“

„Chaudieu kauft Actien von ihm?“ rief Madame Bailleul, indem sie sich rasch aufsetzte.

— „Für 50,000 Francs. Hat er Dir nichts gesagt?“

„Wann soll der Kauf geschehen?“

— „Heute. Chaudieu will eben fortfahren.“

„Rufe ihn; er soll sogleich zu mir kommen,“ gebot Madame Bailleul in so seltsamem Tone, daß ihr Mann, statt zu gehorchen, mit offenem Munde vor ihrem Bette stehen blieb.

„Bist Du noch nicht fort?“ fragte sie mit einem durchbohrenden Blicke.

— „Ich gehe sogleich,“ antwortete Herr Bailleul, während er sich auf den Weg machte.

„Chaudieu soll allein kommen,“ rief sie ihm noch nach.

In den neun oder zehn Minuten, welche vor der Ankunft ihres Schwiegersohnes vergingen, warf Ma-

dame Bailleul einen forschenden Blick in den Abgrund, an dessen Rande sie stand; aber sie fand kein Mittel, dem Sturze zu entgehen, und faßte einen gewaltsamen Entschluß, wie ihn die Nothwendigkeit oft an die Hand giebt.

„Jetzt lese ich in der Seele des Elenden,“ dachte sie bei sich; „das Geld ist sein Gott. Als er sich an mein Herz wendete, suchte er unser Vermögen; jetzt, da er mir Befehle vorschreiben zu können glaubt, genügt ihm unser Besitzthum nicht und er strebt sogar nach dem Vermögen meines Schwiegersohnes. Adolphine soll ihm als Werkzeug dienen, wie er sich meiner bedient hat. Arme Thörin, die sich geliebt wähnt! Hat er mich geliebt? Wenn die Briefe in seinen Händen bleiben, sind wir verloren. Mit diesem Dolche bewaffnet, ist ihm mein Gehorsam immer gesichert. Welche Frau schwankt, wenn sie zwischen Armuth und der Schande zu wählen hat? Ich muß diese Briefe wiederhaben und kostete es nicht bloß Gold, sondern Blut.“

In ihren Augen, wie in denen gar vieler Frauen war ein Duell ein unfehlbares Mittel, eine allmächtige Panacee und sie ersah sich ihren Schwiegersohn aus, dieses Mittel in Anwendung zu bringen. Ihre Briefe sollten der Einsatz bei diesem Spiele sein. Der Himmel, glaubte sie, würde die gute Sache schützen und der verwundete Laboissière die Briefe ohne Umstände herausgeben.

Bei dem Spiele, zu dem sie die Karten mischte, konnte ihr ehemaliger Geliebter den Tod finden; aber die Wunde, die sie von ihm erhalten hatte, schmerzte zu heftig, als daß sie vor dem Gedanken an die äußerste Rache zurückgewichen wäre. Rochefoucauld sagt, wenn man die Liebe nach den meisten ihrer Wirkungen beurtheilt, gleiche sie mehr dem Hasse als der Freundschaft. Diese Reflexion erlangt eine schlagende Wahrheit nach Stürmen gleich denen, welche wir über dem Haupte der Madame Bailleul ausbrechen sahen.

In dem gegenwärtigen Augenblicke haßte Madame Bailleul Laboissière wenigstens eben so sehr, als sie ihn vorher geliebt hatte, und sie kümmerte sich also wenig um die Gefahr, der er ausgesetzt sein könnte. Es blieb nur noch die eigenthümliche Ansicht Chaudieu's zu berücksichtigen, der vielleicht keinen großen Eifer zeigte, den Streit einer andern Person zu seinem eigenen zu machen; aber darüber ging Madame Bailleul schnell hinweg. Ihren Schwiegermutterideen nach war ein Schwiegersohn ein nicht eben angenehmes, aber in der Wirthschaft nütliches Meubel von Fleisch und Knochen,

das zu manchen Zwecken im Hause gebraucht werden konnte, wie z. B. zum Vorschneiden bei Tische, zum Tragen des Shawls oder Mantels, zum Bestellen des Wagens, zum Vorlesen der Zeitung, zum vierten Manne bei einer Whistpartie u. s. w. Bei ungewöhnlichen Vorfällen konnte ihm auch eine höhere Bestimmung bevorstehen; bei Geldmangel durfte er Vorschüsse machen und wenn ein unartiger Gegner erschien, hatte er das Recht und die Pflicht, ihm mit Gefahr für seinen eigenen den Hals zu brechen, Alles zu größerem Ruhme der Familie. Chaudieu hätte sehr ungalant sein müssen, wenn er Umstände gemacht hätte, die Pflichten seines Standes bereitwillig zu erfüllen. Madame Bailleul war auch über diesen Punkt ganz unbesorgt und sie erwartete deshalb mit einer gewissen Ruhe die Ankunft ihres Ritters.

Chaudieu erschien bald. Seine Haltung war gelassen, sein Gesicht sorglos wie gewöhnlich. Während er langsam näher trat, betrachtete ihn Madame Bailleul mit stehendem Blicke.

„Haben Sie mir Aufträge für Paris mitzugeben?“ fragte er, indem er einige Schritte von dem Bette stehen blieb.

— „Ich will über andere, ernstere Dinge mit Ihnen sprechen,“ begann Madame Bailleul; „vor Allem aber schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, Niemandem von diesem Gespräche etwas mitzutheilen, Niemandem, hören Sie? nicht einmal Ihrer Frau.“

„Diese Empfehlung ist ganz unnöthig, ich weiß schon, daß man den Frauen nur das sagen darf, was man schon aufgegeben hat.“

— „Sind das Ihre Grundsätze?“ fiel die Mutter Adolphinens ein, verwundert über diese Antwort, die mit der ehelichen Fügbarkeit ihres Schwiegersohnes stark contrastirte.

„Es ist eine Redensart bei uns in der Bretagne,“ entgegnete Chaudieu.

Das braune knochige Gesicht des jungen Ehemannes nahm einen Ausdruck kalter Festigkeit an, der einen seltsamen Eindruck auf Madame Bailleul machte; sie glaubte ihren Schwiegersohn zum ersten Male so zu sehen und sie hoffte von diesem Zeichen von Energie das Beste auch für ihren Plan.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Welcher ist der Beste?) Es war im Jahre 1815, als so viele Gesandte, Minister, Bevollmächtigte, Diplomaten in Wien versammelt waren. Bei einem kostbaren Diner nun, das Lord Castlereagh gab, entstand, als das Dessert aufgetragen wurde, eine sehr lebhaftere Conversation. Es handelte sich um nichts Geringeres als die Vortrefflichkeit der verschiedenen — Käse, die die verschiedenen Länder Europas erzeugen, und jeder Diplomat vertheidigte auch bei diesem Streite mit warmem Eifer das Interesse seines Landes.

Endlich nahm der Fürst von Talleyrand das Wort. Seine Stimme hatte nie einen feierlichen Ton gehabt. „Meine Herren,“ sagte er, „Sie werden bemerken, daß Frankreich keinen Stellvertreter auf dieser Tafel hat, ob es gleich wohl ein Recht dazu hätte. Ich trage deshalb darauf an, die Entscheidung auf acht Tage zu verschieben, und mache mich verbindlich, einen Käse zu liefern, welcher der streitigen Frage eine ganz andere Wendung geben dürfte.“ Die Vertagung wurde einstimmig genehmigt. Zehn Minuten später jagte bereits ein Courier mit einer geheimen Depesche aus dem Hôtel der französischen Gesandtschaft; das Gold wurde mit vollen Händen verstreut, vierzehn Pferde stürzten unter dem Reiter, aber an dem angezeigten Tage kam der unermüdete Bote, athemlos, von Schmutz und Staub bedeckt, in Wien an. Es war hohe Zeit.

Die Diplomaten saßen wieder bei Tafel; man erwartete das Dessert. Da erschien ein fetter goldgelber prächtiger Käse von Brie, (beschreibe ihn, wer es vermag!) der majestätisch von zwei Lakaien getragen wurde und seinen Platz auf der Tafel erhielt.

Die Gäste sahen und bewunderten den Käse, schnitten ihn an, kosteten und kosteten und der Streit über die Ueberlegenheit der Käse war mit einem Male entschieden, denn einmüthig erkannte man sie diesem französischen zu.

Talleyrand zählte diesen Sieg zu denen, welche seiner Eitelkeit am meisten schmeichelten, und er gestand seinen Vertrauten, er sei nie stolzer auf die Ehre gewesen, der Vertreter Frankreichs zu sein.

(Die Dampfmaschine nichts Neues.) Der Herr Delectuze hat in den Handschriften Leonardo da Vinci's eine Entdeckung gemacht, nach welcher die Kenntniß der Dampfmaschinen wenigstens bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts zurückweicht. In dem französischen Journale „l'Artiste“ theilt er eine facsimilirte Seite von einer Handschrift jenes großen Künstlers mit. Darauf sieht man fünf Federzeichnungen, welche in allen Details den Apparat zu einer Dampfkanone darstellen. Zur Erklärung dieser Zeichnungen und über den Gebrauch der Maschine, welche er den Erzdonner nennt, sagt er: „Erfindung des Archimedes. Der Erzdonner ist eine Maschine aus feinem Kupfer, welche eiserne Kugeln mit großem Geräusche und bedeutender Gewalt schleudert. Man

bedient sich ihrer auf folgende Weise: Das Drittel dieses Instrumentes besteht in einer großen Menge glühender Kohlen. Ist das Wasser genug erhitzt, so wird die Schraube an dem Gefäße angezogen, in welchem sich das Wasser befindet; dadurch wird das Wasser genöthigt, in den erhitzten Theil des Instrumentes hinunter zu steigen, wo es sich sofort in einen reichlichen Dampf verwandelt, der so stark ist, daß man mit Verwunderung sein Wüthen sieht und sein Getöse vernimmt. Diese Maschine schleudert eine Kugel von dem Gewichte eines Talentos.“ Man sieht daraus, daß Leonardo da Vinci das Verdienst dieser Erfindung keineswegs für sich oder seine Zeitgenossen in Anspruch nimmt, sondern sie vielmehr dem Archimedes zuschreibt.

(Bellini's Vater.) Auf dem Marktplatz in Catania, erzählt Alex. Dumas in seinen Reiseerinnerungen (die wir vollständig in unseren „Blättern aus der Gegenwart“ mittheilen), fragte ich unsern Führer, ob er Bellini, den Vater, kenne. Sogleich zeigte er mir einen alten Mann, der eben in einem einspännigen Wagen vorüber fuhr. Ich eilte zu dem Wagen und hielt ihn an. Bei dem ersten Worte, das über meine Lippen ging, nahm mich der Alte bei der Hand und fragte, ob es wirklich wahr sei, daß ich seinen Sohn kenne. Ich zeigte ihm einen Brief von Bellini und fragte ihn, ob ihm die Handschrift bekannt sei. Der arme Vater nahm mir den Brief aus der Hand und küßte ihn. Dann fuhr er fort: „Sie wissen nicht, wie gut er gegen mich ist. Wir sind nicht reich und bei jedem Erfolge, den er erringt, schickt er mir ein Andenken, das meinem Alter größere Gemächlichkeit geben soll. Diese Uhr da ist von der „Norma;“ dieser kleine Wagen mit dem Pferde ist ein Theil des Ertrages der „Puritaner.“ Sie werden ihn wieder sehen?“ — „Haben Sie mir einen Auftrag an ihn mitzugeben?“ — „Nein. Was sollte ich ihm senden? meinen Segen? Das arme Kind! den gebe ich ihm jeden Morgen und jeden Abend. Sagen Sie ihm, daß Sie mir einen glücklichen Tag bereiteten, indem Sie mit mir von ihm sprachen, und daß ich Sie küßte, wie einen alten Freund. Aber sagen Sie ihm nicht, daß ich weinte. Uebrigens,“ setzte er lächelnd hinzu, „es sind ja Freudenthränen. Es ist also wahr, daß mein Sohn berühmt ist?“ — „Er ist ein sehr berühmter Mann.“ — „Wer hätte das gedacht, als ich ihn ausschalt, wenn er, statt zu arbeiten, seine Schwester alle unsere alten sicilianischen Lieder singen ließ.“ Dann fragte er nach meinem Namen und versprach, denselben nie wieder zu vergessen. Armer alter Mann. Es war das letzte Mal, daß er von seinem Sohne hörte. Die nächste Nachricht brachte ihm die Anzeige von dem Tode desselben.

(Die Briestauben.) Das moderne System der Briestaubenpost besitz in mancher Hinsicht ein ungewöhnliches Interesse. Die werthvollsten dieser Tauben sind die Antwerpner, obgleich auch andere abgerichtet werden. Man gewöhnt sie, wenn sie noch ganz jung sind, zwischen verschiedenen Städten und Dörfern zu fliegen, fängt zuerst mit einem Raume von nur ei-

nigen hundert Ellen an und erweitert nur allmählig die Entfernung. Die Zahl derer, welche bei diesem Abbrechen verloren gehen, ist außerordentlich groß. Der Handel mit diesen Tauben ist fast ausschließlich in den Händen von Juden und der Gewinn daran soll sehr bedeutend sein. Einige Capitalisten und Andere, welche bedeutende Geld- und Handelsgeschäfte in ganz Europa machen, halten sich eine eigene Taubenpostanstalt, z. B. der Baron Rothschild, der in Dover eine solche Anstalt besitzt, die mit andern in Deutschland und in andern Theilen des Festlandes in Verbindung steht. Diese Anstalt in Dover besteht aus ungefähr 400 Tauben, die ein eigener Aufseher füttert und pflegt und deren Unterhalt wöchentlich zwölf Thaler kostet, während die ganze Einrichtung der Anstalt gegen funfzehntausend Thaler gekostet haben soll. Das Briefchen wird der Taube bisweilen an die Mittelfeder des Schwanzes gebunden und zwar so, daß man mit einer Nadel einen Faden durch dieselbe zieht; meist bindet man ihr aber das Briefchen an ein Bein unmittelbar über dem Sporn. —

(Bis! Bis!) Ludwig XVI. hörte auf seiner Reise durch die Normandie einen Bauer in der Gegend von Caen ein lustiges Volkslied singen, das ihm so wohl gefiel, daß er, als es zu Ende war, rief: „bis! bis!“ Der Bauer fragte, was dies bedeute, und man sagte ihm, der König wünsche das Lied noch einmal zu hören. Der Bauer sang also sein Lied zum zweiten Male und der König gab ihm sodann ein Goldstück. Der Bauer rief sofort ebenfalls bis! bis! und würde den Ruf wahrscheinlich wiederholt haben, hätte ihm der König, der vom Herzen lachte und ihm ein zweites Goldstück gab, nicht gesagt: „genug!“

(Unglück durch die Liebe.) In dem Bastanthale lebten zwei Brüder in der größten Eintracht. Sie hatten Vater und Mutter verloren. Der ältere, Ramon, war groß und besaß eine herculische Kraft; er bebauete das kleine Feldstück, trieb die kleine Heerde zur Weide auf die Berge und war nebenbei ein geschickter Jäger. Antonio, der jüngere Bruder, war kleiner und sanft; er blieb zu Hause und besorgte die Wirthschaft. Neben dem Häuschen der beiden Brüder stand ein anderes, das eine ursprünglich aus Sevilla stammende Familie bewohnte, Vater, Mutter und drei Töchter. Das ältere dieser Mädchen, Mariana, war ohne Widerrede das schönste Mädchen in dem ganzen Bastanthale. Sie besorgte die Wirthschaft, die ihr aber so viel Zeit übrig ließ, daß sie Antonio mit Rath und That beistehen konnte. Dieser Umgang der beiden jungen Leute mit einander weckte in dem Herzen Antonios Liebe für Mariana und dieses Gefühl wurde bald so stark, daß Antonio mit seinem Bruder davon sprach. Ramon billigte die Wahl und forderte den Bruder auf, dem Mädchen seine Liebe zu gestehen. Dieser aber vermochte das Geständniß nicht über seine Lippen zu bringen und Ramon versprach ihm endlich, selbst zu der Familie zu gehen und für ihn um Marianas Hand zu bitten. Er hielt Wort; die Aeltern wiesen das Gesuch nicht zurück, erklär-

ten aber, sie müßten erst Marianas Einwilligung sicher sein. Ramon entfernte sich und erwartete das Beste. Aber die Familie antwortete nicht. Es vergingen mehrere Tage; Mariana setzte ihre Besuche bei Antonio fort und es kam zu keiner Entscheidung. Antonio litt dadurch so sehr, daß er krank wurde und das Bett hüten mußte. Bei dem Anblicke seines kranken Bruders vergaß Ramon den spanischen Stolz. Er begab sich zum zweiten Male zu der Familie Garcia und bat sie um die Antwort auf seinen Antrag. Man denke sich aber seine Verzweiflung, als der Vater ihm antwortete, seine Tochter wolle sich nicht verheirathen. Er fragte Mariana selbst und sie entgegnete ihm: „ich habe alles gethan, was ich vermochte, um Antonio zu lieben, aber ich konnte eine andere Liebe nicht bezwingen und der, welchen ich liebe, liebt mich nicht.“ — „Und wen liebst Du, wer ist würdiger als Antonio, Dich zu besitzen?“ — „Dich liebe ich,“ antwortete das Mädchen, und sie bedeckte dabei ihr Gesicht mit beiden Händen. Ramon vermochte kaum, sich bis zu seinem Hause zu schleppen. „Antonio!“ sprach er, als er mit verstörtem Aussehen über die Schwelle trat, „sie liebt mich!“ Und er stürzte nieder wie vom Blitze getroffen. Das Entsetzen über den plötzlichen Tod des geliebten Bruders steigerte das Fieber Antonios in dem Grade, daß er noch dieselbe Nacht seinen Geist aufgab. Den dritten Tag darauf begrub man ein drittes Opfer der Liebe, die unglückliche Mariana, welche den Tod Ramons nicht zu überleben vermochte.

(Eine treue Frau.) Das Fräulein v. Saint S. hatte während ihrer Verbannung in Turin sich mit dem Herrn von Thro.. verheirathet und beide wünschten sehnlichst nach Frankreich zurückzukehren; sie nahmen sich auch wirklich vor, allen Gefahren zu trotzen, um das theuere Vaterland wieder zu sehen. Sie reiseten denn ab, er zu Lande, sie zu Wasser, und gelangten in Paris an zur Zeit, als die Schreckensherrschaft in voller Macht stand. Sie fanden sich wieder, mußten sich aber aus Furcht vor der Guillotine bald wieder trennen. Die Frau von Thro.. verkleidete sich als Mädchen aus dem Volke, um bei einer Näherin in aller Freiheit zu arbeiten; der Herr von Thro.. begab sich, man wußte nicht wohin. Die Näherin, bei der die Frau arbeitete, las Zeitungen und eines Tages ersah sie daraus, daß von Thro.. durch das grausame Tribunal zum Tode verurtheilt worden sei. Da eilte sie, ohne sich weiter zu bedenken, zu dem schrecklichen Fouquier-Tinville. „Mein Mann soll morgen sterben,“ sprach sie, „ich will mit ihm sterben.“ — „Das ist ein schöner weiblicher Zug,“ entgegnete der Präsident. „Bürgerin, laß Dir das Haar abschneiden; wir bewilligen Dir den Tod, Du bist seiner würdig.“ — Die treue Frau wurde zu ihrem Gatten geführt und sie verbrachten die letzten Stunden bei einander; auch begünstigte man sie in so weit, daß man sie auf einem Karren zum Richtplatze führte. Sie starben ohne Klage, glücklich in dem Gefühle, gleichzeitig aus dem Leben zu gehen.

Generalcorrespondenz.

In Leipzig wurde am Sylvesterabende eine neue komische Oper von Korying „Casanova“ zum ersten Male aufgeführt, die vielen Beifall fand. —

Der „Komet“ erzählt einige Züge aus dem Leben des genialen Wilhelm von Meyern, des Verf. der Dya-Na-Sore. Auf seinen Anzug, heißt es dort, verwendete er so wenig Sorgfalt, daß er öfters mit zerrissenen Kleidungsstücken erschien bis seine Kameraden ihm andere anfertigen und an die Stelle der abgetragenen auf den Stuhl legen ließen. Meyern bediente sich auch des neuen Anzugs, wurde aber die Veränderung nicht gewahrt. Prokesh fand ihn einst in einem prächtigen Palaste einquartiert, in dem man ihm fünf Zimmer angewiesen hatte. Prokesh wanderte zwischen kahlen Wänden hin, bis er endlich in dem fünften Zimmer eine Schütte Stroh bemerkte und in der Mitte des Gemachs einen großen Tisch, auf den ein Stuhl gestellt war. Hinter dieser Vorrichtung sah er Meyern stehend schreiben. Zwei Jahre lang hatte er versäumt, seine Gage zu beziehen, und es kam endlich in dem Hauptquartiere die Anfrage an, welche Bewandniß es denn mit dem Hauptmann von Meyern habe. Man theilte ihm dies mit und er sagte: „mein Gott, es ist für mich eine so große Unbequemlichkeit, die Quittungen auszufüllen, daß ich mich lieber gar nicht darum bekümmern möchte. Wenn es doch Jemand für mich besorgen und auch das Geld verwenden wollte, denn für mich brauche ich ja nichts.“ Ein Freund übernahm es. Meyern wußte nie mehr als zwei bis drei Gulden monatlich anzubringen und dem Freunde verblieb das Uebrige zu wohlthätigen Zwecken. Zu seinem Unglücke erbte er später noch 30,000 Gulden. Sogleich sandte er das Geld an ein Bankierhaus und fragte nie wieder darnach. —

Die einzige Stadt Grasse in Frankreich bringt jährlich für mehr als acht Millionen Francs Parfümerien in den Handel, die meist in die Levante gehen. —

In Frankreich besteht ein merkwürdiger Handel mit Menschenhaar. Es giebt funfzehn bis zwanzig große Anstalten, deren jede zwanzig, dreißig, vierzig, bis hundert Personen ausschickt, welche in gewissen Kreisen des Landes umherziehen und den Bauerntöchtern das Haar ablaufen — für ein buntes Tuch oder dergleichen. Merkwürdigerweise findet diese Haarernte nur in den Monaten April und Mai statt und sie beträgt jedes Jahr ziemlich regelmäßig ungefähr zweihunderttausend Pfund. Die Einkäufer verkaufen das Pfund mit 5 Francs an die Händler, die es nach Paris schaffen, wo es zu Perücken etc. verarbeitet wird. —

Paul Delaroche hat, wie wir bereits erwähnten, sein großes Wandgemälde im Palaste der schönen Künste in Paris vollendet und nach der einstimmigen Meinung Aller etwas höchst Großartiges geschaffen. Das Bild nimmt den Halbbogen der Kuppel des Saales ein und hat bei 15 F. Höhe eine Breite

von 45 F. Die Composition besteht aus 74 Figuren. In der Mitte erhebt sich unter einem Bauwerke in ionischem Style eine Art Thronsig, welchen der Maler Apelles einnimmt; ihm zur Linken sitzt Phidias und zur Rechten Klinus, der Erbauer des Parthenon. An die Ecken des Siges lehnen sich vier weibliche allegorische Figuren. Neben Klinus erscheinen in verschiedenen Gruppen die berühmtesten Bildhauer aller Zeiten, denen sich die Maler anschließen. Rechts neben Phidias gruppieren sich die berühmtesten Baukünstler, denen sich wieder Maler anreihen. —

Der Componist Felix Blangini, der, wie bereits erwähnt wurde, kürzlich in Paris vergessen und verlassen starb, hatte seine festlichen Tage gehabt, seine Jugend mit Königen und Königinnen, an den Höfen von Frankreich und Deutschland verbracht und war wenigstens drei Wochen der Liebhaber der reizenden Pauline, der Schwester Napoleons. Er war ein sehr gesuchter Gesanglehrer und selbst ein vortrefflicher Sänger. Schwerlich hat ein anderer Musiker eine so glänzende Schule gehabt als er; die Königin von Baiern, die Königin von Westphalen, die Königin von Holland, die Prinzessin Pauline, die Herzogin von Berry, die Fürstin Poniatowski, die Gräfin Appony, die Marschallin Rey, die Herzogin von Rovigo, die Marquise von Polignac, die Herzogin von Broglie, mit einem Worte alle durch ihre Geburt, ihre Schönheit oder ihren Geist ausgezeichnete Frauen jener Zeit sangen mit ihm. Keine große Soirée konnte ohne Blangini bestehen, der denn oft an einem Abende zehn Gesellschaften besuchen mußte. Er war Kapellmeister in München, Kassel und Paris, überall beliebt und berühmt, weniger durch seine Opern, als durch seine reizenden Lieder und Notturnos. — Einst reiste er nach Mailand, weil man ihm gesagt hatte, dort wohne der Sohn Mozarts; aus Verehrung gegen den Vater wollte er dem Sohne seine Huldigung darbringen, vielleicht hoffte er auch ein Echo des großen Meisters zu finden. Er trat in das ihm bezeichnete Haus und grüßte; ein im Rechnen vertiefter Mann antwortete ihm nur einsilbig.

„Herr,“ sagte endlich Blangini, „ist es denn wirklich wahr, daß Sie der Sohn des großen Mozart sind?“

— „Ja.“

„Sie sind unter dem Schatten Ihres Vaters in dieses Vaterland der Künste gekommen.“

Mozart der zweite sah ihn verwundert an.

„Ich hoffte Sie vor einem Piano oder mit einer Violine im Arme zu finden.“

— „Ich liebe die Musik nicht.“

„Wie! Sie sind nicht Musiker?“

— „Ich? — wofür halten Sie mich? Ich bin Bankier, mein Herr, und meine Musik ist diese.“ Dabei nahm der Herr Mozart einen Haufen Thaler in die Hand und ließ sie auf der Tafel klingen.“

Blangini empfahl sich ohne Weiteres.